

Alzheimer Gesellschaft
Baden-Württemberg e.V.

Tagebuch einer Dementenpflege

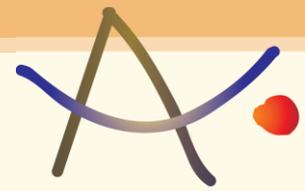
Nachlese zur Vortragsveranstaltung mit Herta Eisfeld am 06. Juli 2005

„Es begann vor zehn Jahren, ohne dass ich zunächst etwas von der Demenz von Reiner ahnte. Es war das Jahr 1994, als mein Mann über Mobbingprobleme am Arbeitsplatz klagte. Das wunderte mich, arbeitete er doch als erfolgreicher Architekt. Kurz darauf dann die Entlassung: „Aus betrieblichen Gründen“, hieß es. Dann eine Kur, aus der Reiner mit ersten Auffälligkeiten zurückkehrte. Sein fünfzigster Geburtstag stand an und die Gästeliste, mit der er Probleme hatte – die Anfänge seines „Versagens“. Wir schafften eine Katze an – bis heute sein großes Glück.

1995 arbeitete Reiner in zwei Architekturbüros mit denselben Problemen. „Die neue EDV“, begründete er sie, und ich als Informatikspezialistin griff ihm ahnungslos unter die Arme. Dann die Kündigung und dasselbe Spiel noch mal. Reiner fragte mich Sachen und hatte es gleich darauf vergessen, ich war enttäuscht. Liebt er mich nicht mehr, bin ich nach über 20 Ehejahren nicht mehr attraktiv genug? Als er die Kirschholzmöbel anstelle der Küchenwände strich, rastete ich zum ersten Mal völlig aus. Er verstand mich nicht und hatte das Gefühl, „dass er auseinander fällt“. Reiner war sehr sportlich, und wie jedes Jahr wollten wir im September an den Atlantik, damit er dort Wellenreiten konnte. „Morgen muss ich fahren!“, sagte er an einem Augustmorgen. Ich musste noch arbeiten und ließ ihn mit seinem Campingbus allein fahren – ein Desaster folgte. Das Wellenbrett „war weg“ und der Bus blieb mit Motorschaden liegen. Zuhause setzte er dann bei einer Boilerreparatur die Küche unter Wasser und verletzte sich beim Holzhacken mit der Beirückseite am Kopf. Den Septemberurlaub nutzte ich für einen Solomarsch auf dem Jakobspilgerweg, um den Kopf frei zu bekommen und Kraft zu tanken – Kraft, die ich dann auch sehr brauchte.

Im Frühjahr 1996 dann meine erste Ahnung seiner Demenz. Rechenaufgaben, die Uhrzeit lesen, das Zeichnen von Gegenständen und klares Sprechen: all das konnte er nicht mehr. Der Gang zum Neurologe brachte die fürchterliche Gewissheit: Demenz! Da wir so verschieden sind, haben wir in unserer Ehe alles „per Vertrag“ geregelt. Nun also unser letzter Vertrag: „Wir sagen uns alles!“, das tat sehr gut. Ende 1996 dann die ärztliche Krankenschreibung von Reiner. Für mich unfassbar, konnte man ihm doch als sportlich-drahtigem Typ die Demenz nicht ansehen. Besonders schwer fiel dem Neurologen und mir, ihm sein Schicksal klar zu machen. Dann die rettende Idee: „Folgeerscheinungen deines Wildwasserkajakunfalls 1984!“ – denn so konnte er seine Ausfälle akzeptieren.

1997 dann das ärztliche Verbot, Auto zu fahren. Für Reiner, dem rastlos-sportlichen „Freizeitminister“ der Familie mit unseren beiden Söhnen ein schwerer Schlag. Meine Lösung: Ab jetzt „seine Fahrten“ mit mir zusammen. Nach unserem Kirchentagsbesuch in Leipzig Reiners Wunsch nach dem Jakobsweg. Das Problem: 3 oder 30 Kilometer konnte er nicht mehr unterscheiden. Ich musste alles planen, bedenken, managen, aber es ging. Auch wenn er abends schon mal mit den Kleidern duschte, es war trotzdem toll!



Alzheimer Gesellschaft
Baden-Württemberg e.V.

1998 reduzierte ich meine Arbeit und las ich viel über Demenz. Reiner machte ein neuropsychologisches Training und lernte sehr gut Snowboardfahren. Dann seine letzte Wildwasserkajaktour mit Freunden, denen sein Unfallrisiko zu groß wurde. Der „alte Wellenreiter“ wollte unbedingt noch mal mit mir an den Atlantik – wir fuhren hin, ich suchte Strände mit weniger hohen Wellen und alles klappte. Ich war stolz, dass es so gut klappte und er ein glücklicher Mensch blieb.

1999 besuchte Reiner mich oft mit der Straßenbahn in meinem Stuttgarter Büro. Oft ist er in die falsche Bahn gestiegen, bis unser Bürorumzug das Thema erledigte. In einem Skiurlaub mit der ganzen Familie bin ich durch eine Herzmuskelschwäche umgekippt – dadurch lernte ich meine Pflegekraft einteilen und Pflegeaufgaben an andere zu delegieren.

Einmal fuhr Reiner in die Klinik, um „seinen Kopf untersuchen zu lassen“. Man wollte ihn nicht einfach gehen lassen, er wehrte sich, zehn Polizisten überwältigten Reiner – Endstation: geschlossene Psychiatrie. Ich war tief schockiert, als ich ihn dort antraf: An Händen und Beinen gefesselt. Nur mit Mühe konnte ich ihn „freibekommen“.

In den vergangenen fünf Jahren schließlich ging vieles zu Ende: Unser Tanzen, die Teilnahme an einer Kanalregatta in Venedig, die jährliche Weinlese. Alles verbieten oder mit Risiken erlauben, war die Frage. Unser Neurologe und ich war schnell klar: Was noch möglich war, sollte Reiner tun dürfen. So klemmte ich etwa die Batterie seines Campingbusses ab, damit er ihn „weiter ausbauen“ – sprich: demolieren konnte. Als er ihn eines Tages vergaß, gab ich den Bus weg. Auch der Sport erledigte sich von allein: „zu hart“, lautete immer öfter seine Begründung, warum er von selbst damit aufhören wollte. Meine Notlügen bescherten mir häufig ein ungutes Gefühl, letztlich aber doch die Erkenntnis, dass sie Reiners Lebensqualität sehr verbessern halfen – und darauf kam es ja an. Vieles musste ich dabei lernen: Eines Tages wollte mein Mann nicht mehr im Schlafzimmer schlafen, ja gar nicht mehr schlafen. Mit seinem Campingschlafsack auf der Wohnzimmercouch „überlistete“ ich ihn und dachte, daran ändert sich nichts mehr. Eines Tages lag er morgens neben der Türe, zusammen mit der Pflegekraft brachte ich ihn ins Schlafzimmer. Seitdem liegt er wieder gerne dort. Schließlich gab ich meine Arbeit ganz auf und begann ein Studium an der Universität. Auch das hilft mir, in der Demenzpflege den Kopf frei zu behalten. Als Informatikerin gehe ich das „Pflegeproblem technisch“ an, als Fall sozusagen. Das hilft mir sehr, emotional damit umzugehen, denn ich liebe meinen Mann immer noch sehr, der 2003 in Pflegestufe III eingeordnet wurde. All das habe ich auch deshalb so gut überstanden, weil ich sehr früh Hilfe geholt habe. Allerdings nervt mich Reiner gerade mit lauten Pfeifgeräuschen. Aber hier hilft ein Hörschutz aus dem Baumarkt."

Christoph Ludwig, freier Redakteur

(Artikel erschienen im Evangelischen Gemeindeblatt Nr. 31, 31.07.2005)